

Innocents Dilemma

Wellars steht im Schatten eines Baumes zwanzig Meter von der Kuhzeremonie entfernt, sein Oberkörper bebt und hin und wieder übermannt ihn das glückliche Kichern eines kleinen Kindes. Im Hintergrund ist das Geräusch jener 300 klatschenden Händepaare zu hören, denen er gerade von seiner Schuld erzählt hat. Doch Wellars beachtet sie nicht, sein Blick durchkämmt die Menschenmasse auf der Suche nach Innocent. Wo bleibt er nur? Wellars will ihm sagen, dass es richtig war, ihn zu ermutigen, hier auf der Zeremonie über seine Taten zu reden. Dass er sich freier und leichter fühlt denn je. Eine Aufgabe gefunden hat. Inno-

cents Gesicht taucht in der Masse auf, er schlendert grinsend zu Wellars hinüber, legt ihm den Arm um die Schulter und sagt, dass er stolz auf seinen besten Freund sei. Es ist der vorläufige Höhepunkt einer Freundschaft, die bereits für immer verloren schien, als vor zwanzig Jahren ein Soldat zu Wellars sagte: «Ey du! Kleiner Mann! Warum sitzt du hier nur rum, warum hilfst du deinem Land nicht?». Denn dieser Satz machte sie zu Feinden.

Es war im April 1994. Verstanden, was gerade in seinem Ruanda vor sich geht, hat Wellars an jenem Tag nicht. Als die Hutu-Miliz in sein Dorf kommt mit eisernem Blick und Waffe über der Schulter, da fürchtet er sich. Er sieht sie Häuser anzünden, sieht, wie die Menschen anfangen vor diesen Männern zu fliehen. In Scharen hetzen sie den Hügel hinauf, um Schutz in der katholischen Kirche zu suchen. Auch Wellars rennt los, den anderen hinterher, doch sein Bruder stellt sich ihm in den Weg. «Komm bitte her!», sagt dieser. «Ich will dir etwas zeigen.» Wellars gehorcht. «Sieh dir unser Dorf an! Schau genau hin. Siehst du nicht, dass nicht alle Häuser brennen? Siehst du denn nicht, dass sie sie aussortieren? Es sind Tutsi-Häuser, die brennen. Los, geh wieder nach Hause.»

Und weil es für ihn als Teil der ethnischen Gruppe der Hutu keinen Grund mehr gibt zu fliehen, setzt sich Wellars vor sein Haus. Tutsi, denkt er. Seine Nachbarn sind Tutsi, manche seiner Freunde ebenso. Wenn es knapp wird, teilen sie Essen und Wasser mit ihm, gelegentlich ein Bananenbier. Wellars hat nichts gegen sie. Eigentlich. Wären da nicht die Geschichten. Die Lehrer in der Schule haben ihm beigebracht, es sei Vorsicht angesagt, wenn es um Tutsi geht. Nie werden sie dir alles erzählen, auch wenn sie dich ihren Freund nennen, hiess es.

Manch einer im Dorf glaubt, dass die Tutsi Kanister mit Öl horten, um darin irgendwann Hutu-Körper zu braten, manch anderer, dass sie sich heimlich treffen, um Löcher zu graben, Löcher, die mal zu Gräbern werden sollen. Die Anspannung war immer spürbar, doch seitdem das Radio verkündete, das Flugzeug des Präsidenten sei am sechsten April abgeschossen worden und er habe nicht überlebt, ist sie unübersehbar. Waren die das, die Tutsi?, wird nun gefragt. Wenn ja, was kommt dann als Nächstes?

«Ey du! Kleiner Mann!» Eine Gruppe Hutu-Milizen reisst ihn aus seinen Gedanken. Einer von ihnen schaut Wellars an und fragt: «Warum sitzt du hier nur rum und hilfst deinem Land nicht?» Wellars überlegt. Warum zögern? Diese Männer kämpfen für Ruanda, für die Regierung, für Gerechtigkeit. Gegen Tutsi, weil sie Staatsfeinde sind. Wellars

sieht es auf einmal ganz klar: Diese Männer sind nicht beängstigend, sie sind bewundernswert. Wahre Patrioten. Vielleicht ist das seine Chance auf ein Leben als Held. Macht ruft. Er steht auf. Gemeinsam begeben sie sich auf die Jagd. Später werden sie einen Tutsi erwischen, und Wellars wird seine Machete zum ersten Mal zum Töten benutzen.

Während er heute von jenem Tag vor zwanzig Jahren erzählt, schaut Wellars aus dem roten Fenster. Sein Blick schweift über die grünen Hügel, an Bananenplantagen, Avocadobäumen und kleinen Lehmhütten vorbei. Das Gespräch findet in einem anglikanischen Gästehaus, eine halbe Stunde von seinem Zuhause entfernt, statt. Seine Kinder sollen ihren Vater nicht vom Morden erzählen hören. Nur für Augenblicke schaut er demütig von unten herauf in das Gesicht seines Gegenübers. Dann sucht er sofort wieder Zuflucht im roten Fenster. Er sagt, die Schuld habe ihm das Vertrauen in sich selbst und in seine Entscheidungen genommen. Geblieben sei ein Mensch ohne Wert. So sitzt er auch auf seinem Stuhl: unsicher, die Schultern hängen, die Hände liegen schwer im Schoß. Es ist ein trostloser Anblick.

«Es muss der Teufel gewesen sein», sagt er flehend. «Er muss mich manipuliert haben.» Aber Wellars, der Teufel? Machst du es dir damit nicht zu einfach? Er fasst sich mit der Hand ans Herz, schaut klagend. «Natürlich war ich derjenige, der all das getan hat. Aber irgendwas muss mein Herz doch erobert haben. Wie hätte ich sonst in der Lage sein können, Menschen zu töten?»

In seinem Kopf verfolgen ihn die Bilder jedes Einzelnen. Er sieht, wie er tötete, wie andere töteten, wie die Menschen mal langsam, mal schnell, aber immer qualvoll starben. Aber so sehr er diese Bilder auch fürchtet, so sehr die Schuld ihn schmerzt und zerreisst, vergessen will er nicht. Vergessen würde die Gefahr in sich bergen, Taten zu wiederholen.

Die Tage nach jenem ersten Mord arbeitet Wellars vor allem für die im Dorf eingerichtete Strassensperre. Seine Aufgabe besteht darin, nach Tutsi zu fahnden, sie zu fangen und dann zur Absperrung zu bringen, damit sie dort erschossen werden. Das ist weniger anstrengend, als selbst mit der Machete zu töten.

Innocent sitzt zur gleichen Zeit in der Hauptstadt fest. Seitdem das Flugzeug des Präsidenten abgeschossen wurde, herrscht Hausverbot für Tutsi. Innocent aber, der die Hoffnung hat, dass im Dorf noch Frieden herrscht, schafft es nach vier Tagen, sich rauszustehlen, und bricht auf. Der Weg zurück ins Dorf dauert Tage, er läuft aus Sicherheitsgründen

zu Fuss, meist durch Dickicht oder Wälder. Als er schliesslich an seinem Haus ankommt, ist es leer. Auch seine Familie ist in die katholische Kirche geflohen. Er entscheidet, sich erst einmal in einem Bananenwald zu verstecken.

Es ist gegen Mittag des 16. Aprils 1994, als Wellars sieht, dass sich etwas im Busch bewegt. Er erkennt Innocent, seinen Freund und Nachbarn, aber das ist nicht von Bedeutung. Alles, was in diesem Moment von Bedeutung ist, ist, dass Innocent Tutsi ist und er ihn töten muss. Wellars rennt los, ein Mob folgt ihm. Innocent sieht sie angestürmt kommen. Vielleicht dreissig Personen. Sie tragen Masken und Kostüme aus Bananenblättern. Panik. Er rennt, so schnell er kann.

Rennt. Rennt. Rennt.

Er ist weg. Wellars sucht den ganzen Bananenwald ab, findet ihn nirgends. Dabei würde er ihn doch so gerne fangen, ihn den Männern von der Strassensperre präsentieren. Wellars wird müde. Irgendwann denkt er sich: «Warum lässt du ihn nicht laufen? Geh nach Hause.» Er überlässt Innocent seinem Schicksal. Später werden er und die anderen sein Haus abbrennen. Immerhin.

Ein warmer Septembermorgen im Jahr 2013. Die Sonne ist vor einer Stunde aufgegangen. Mit einer schwenkenden Handbewegung zeigt Innocent auf ein paar Felder, ein paar hundert Meter das Tal hinunter. Er grinst breit. «All das ist mein Land.» Er hat das Haus nicht mehr aufgebaut nach dem Genozid, zu viele Erinnerungen. Jetzt pflanzt er hier nur noch Kaffee an. Wellars begleitet ihn heute. Es ist nicht das erste Mal, dass sie gemeinsam diesen Weg gehen. Beim Anblick des Kindheitszuhausees liegt ein Funken Nostalgie in der Luft. Hier haben sie gespielt, hier ging Wellars entlang, wenn er eine Nacht bei Innocent verbrachte, hier haben sie sich an Festtagen mit dem Alkohol der Grossen betrunken. Sie brechen in Lachen aus. Gute alte Zeiten.

Doch als sie den kleinen Pfad hinuntergehen, wird ihnen die Absurdität ihrer Heiterkeit bewusst. Die fröhliche Stimmung kippt. Wellars berichtet von den Menschen, die von Haus zu Haus zogen und eines nach dem anderen niederbrannten. In Innocents konnte er noch ein paar Bohnen abgreifen, dann musste das Feuer gelegt werden. Wellars, als Raucher, hatte immer Streichhölzer parat. Er nahm eines, zündete es an und damit dann das Haus. Dabei gefühlt habe er nichts.

Als sie an der Stelle ankommen, wo früher Innocents Haus stand, schweigen beide. Zwei rechteckige Ruinen von jeweils ein paar Quadratmetern sind geblieben. Sträucher mit gelben Blüten wuchern

heraus. Jeder für sich hing seinen Erinnerungen nach. Innocent hat sich einen Ast von den Sträuchern abgemacht, wippt damit, als würde er einen Takt angeben, schmeisst ihn dann weg. Er streicht sich über den Kopf, quetscht sein Gesicht zwischen den Händen ein, kratzt sich, schwingt mit den Armen, hebt wieder einen Ast auf. Wellars steht fast unbeweglich da, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Er schaut auf seine Schuhe, atmet tief ein und hält die Luft an.

Als die Stille unaushaltbar wird, ergreift er das Wort. Er spricht leise, schaut Innocent nicht an. «Ich habe gesündigt. Was ich getan habe, war sehr schlimm. Und beichten und bereuen darf niemals aufhören.»

Pause. «Deshalb, mein Bruder, sage ich erneut: Bitte vergib mir.»

Innocent antwortet nicht. Es gibt nichts zu sagen, er hat Wellars bereits vor langer Zeit vergeben. Wellars weiss das. Es wäre unnötig, es zu wiederholen. Wellars immer wiederkehrende Reuebekundungen sind vielmehr Teil einer permanenten Selbstdemütigung, die er sich auferlegt hat. Denn nicht Innocent, sondern er selbst hat sich nie verzeihen können. Die beiden Männer bleiben noch eine Weile bei den Ruinen und schweigen gemeinsam.

27. April 1994. Ein stechender Schmerz holt Innocent aus der Bewusstlosigkeit. Langsam tastet er mit der Hand seinen Körper ab. Er spürt etwas Feuchtes an den Fingern, Blut. Sein Gesicht ist zerschnitten. Neben seinem Bein erfühlt er eine Patrone. Er öffnet seine Augen, versucht sich aufzurichten, fällt um, auf den Boden und dann erneut in die Bewusstlosigkeit.

Er wacht nach ein paar Stunden wieder auf und sieht Bilder, die er nie mehr vergessen wird. Er liegt im Tod. Jeder Zentimeter der Kirche ist mit Leichen bedeckt. Es sind Zehntausende. Um ihn abgetrennte Köpfe, Beine und Hände. Gesichter, die nach vier Tagen Rumliegen zur Unkenntlichkeit aufgequollen sind. Auf der einen Seite karret ein Traktor sie beiseite, auf der anderen suchen ein paar Gestalten die Toten nach Wertsachen ab, ziehen ihnen die Kleidung aus, wenn sie nichts Kostbareres finden.

Wo ist er? Was ist passiert? Er hat nur vage Erinnerungen. Nachdem er Wellars entkommen war, floh er zu seinen Verwandten in die katholische Kirche. 30 000 hatten hier Zuflucht gesucht, von überall waren sie hergekommen, weil bekannt war, dass der Älteste dieses Dorfes, ein Hutu, gegen die Massaker war. Doch der Älteste sollte nicht lange überleben, und die Hutu-Milizen machten sich an die Arbeit. Innocent schossen sie mehrmals ins Bein, brachen ihm die linke Hand, zerschnitten sein

Gesicht mit Macheten und schlugen ihm eine Axt in den Hinterkopf. Er überlebte.

Als er sich nun auf der Suche nach Wasser umschaute, sieht er ein Baby. Es schreit, muss Tage schon nichts gegessen haben. Verzweifelt versucht es Milch aus den Brüsten der Mutter zu saugen. Die aber ist schon tagelang tot. Angst, Durst und Hunger verfliegen. In Innocent kocht Hass. Hass auf Gott, der das zulässt. Hass auf diese Hutu, die auf einmal zu Bestien geworden sind. Hass darauf, dass er noch lebt. Was soll dieses Leben denn noch bringen?

Innocent erkennt einen der Diebe, sie singen im gleichen Kirchenchor. Er winkt ihn heran. «Bring mich hier weg, zur Strasse! Und dann geh und hol mir Moskitogift!» Er ist entschlossen, zu sterben. Doch das erweist sich für diesen einen Tutsi als schier unmöglich. Auf der Strasse ist er den Milizen die Mühe nicht wert. «Der ist doch schon fast tot», sagen sie und konzentrieren sich auf Überlebende, die noch laufen können. Bevor ihm sein Chorbruder das Gift bringen kann, kommt ein Krankenwagen vorbei und gabelt ihn auf. Hin und wieder werden ein paar Tutsi in Krankenhäuser gebracht. Sie sind zum Vorzeigen gedacht, man will den Anschein gegenüber dem Rest der Welt bewahren, dass in Ruanda gerade kein Völkermord passiere.

Erst als im Juli 1994 die Rebellenarmee Ruandische Patriotische Front (RPF) die Stadt Gisenyi erobert, in der Innocents Krankenhaus liegt, bekommt er zum ersten Mal Medizin. Nach weiteren zwei Monaten wird er entlassen.

Innocent ist heute ein fröhlicher Mann. Er strahlt und lacht, nimmt fremde Menschen zur Begrüssung sofort in den Arm, packt sie dann bei der Hand und marschiert los. Er zeigt hierhin und dorthin, auf seine Frau, seine Kinder, sein Schwein, sein Lehmhaus und das einzige Bild darin, ein Foto, das ein NGO-Mann mal von ihm und seinem Sohn gemacht hat. Er hat das Lächeln eines Kindes, es ist unbeschwert, strahlend, von einem Ohr zum anderen. Nur die zwei grossen Schnitte, die ein Kreuz in sein Gesicht malen und seine Nase zerschneiden, lassen den Betrachter erahnen, dass dieser Mann Furchtbares erlebt haben muss.

Trotzdem behält Innocents Anblick immer etwas Sanftmütiges. Er ruht in sich selbst. Wie kann das nur möglich sein? Wie kann ein Mensch so viel Leid ertragen? Wie seine Familie, seine Freunde, seine Gesundheit und seine Hoffnung verlieren, aber trotzdem nicht daran zerbrochen sein? Innocent zuckt leicht mit den Schultern. «Ich habe irgendwann vergeben können, und wer vergibt, der lässt das Schlechte

gehen, wird wieder sicher und auch glücklich. Denen, die nicht vergeben, ist das nicht möglich.»

Der Völkermord endet mit dem Sieg der RPF im Juli 1994. 800 000 Tote beklagt das Land. Ein paar Überlebende aus seinem Dorf laden Innocent ein, mit ihnen zu leben. Er hofft darauf, wieder Teil einer Gemeinschaft zu werden. Zur selben Zeit gärt der Hass in ihm. Während er nicht mehr laufen kann, geschweige denn arbeiten, sieht er auf den Feldern die Diebe aus der Kirche. Für sie hat sich nichts geändert. Er stellt sich vor, welche Lügen er wohl über sie erzählen muss, damit sie ins Gefängnis kommen. Vergewaltigung hat hohe Strafen zur Folge. Es bleibt bei Gedanken. Die meisten Täter sind sowieso nicht mehr im Dorf. Sie sitzen hinter Gittern oder sind vor der RPF geflohen.

So auch Wellars. Knapp zwei Jahre ist er auf der Flucht vor möglicher Vergeltung. Er hat Angst, fühlt sich aber im Recht. Er hat nur das Gesetz befolgt, was kann ihm schon drohen?, denkt er sich, als er des Fliehens müde wird. 1996 kehrt er in sein Dorf zurück und meldet sich bei dem Ältesten. Doch der zögert nicht lange und lässt Wellars abführen.

Im Gefängnis sehen sich die beiden ehemaligen Freunde zum ersten Mal wieder. Innocent hat dort eine Stelle in der Verwaltung angenommen. Morgens, auf dem Weg zur Arbeit, begegnet er Gefangenen, die im Hof arbeiten. Die meisten von ihnen Hutu. Alles Mörder, denkt sich Innocent. Doch als eines Morgens sein alter Freund Wellars unter ihnen ist, grüsst Innocent ihn. Bis heute weiss er nicht, warum er damals auf dem Gefängnishof keinen Verdacht schöpfte, dass auch Wellars ein Mörder ist. Er fragt ihn nur: «Arbeitest du jetzt hier?»

Wellars weiss von einem Mitgefangenen, dass Innocent überlebt hat. Doch wie Innocent nun auf ihn zukommt und ihn ruhig anschaut, bringt es ihn aus der Fassung. In Innocents Augen meint er den Blick eines Mannes zu sehen, der genau weiss, was Wellars ihm angetan hat. Ihn überkommt die Angst. Er kann nicht mit diesem Menschen reden, nicht nach dem, was er ihm angetan hat. Er spürt den Vorwurf, fühlt zum ersten Mal Schuld, schmerzende Schuld. Es ist zu viel. Er rennt weg.

Zwölf Jahre bleibt Wellars im Gefängnis. Als sich im Recht fühlender Patriot kommt er hinein, als reuiger Mörder heraus. Was ihn geändert hat? «Es war der Unterricht», sagt er. Vertreter der Regierung, von Hilfsorganisationen oder der Kirche besuchen regelmässig die Gefängnisse und predigen ihre Wertvorstellungen.

Eine davon ist Bernadette. Sie macht sich seit zehn Jahren immer wieder auf den Weg zu ihren Freunden, wie sie die Gefangenen nennt. Der Gefangenenbereich ist kreisförmig aufgebaut, ein Wellblechdach schützt die Männer vor Regen. Bernadette schreitet dann in die Mitte der Halle, greift zum Mikrofon und erzählt.

Sie erzählt davon, wie sie den Völkermord überlebte, wie ihr fast der Hals von einer Machete durchtrennt wurde, sie erzählt von ihrer toten Familie, davon, wie sie ihre Narben pflegt. Dann erzählt sie von Gott, ihrem neuen Lebenssinn, von Beichte und Vergebung. Nicht immer höre ihr wer zu, sagt Bernadette. Es brauche Menschen, die schon mal Schuld oder Mitgefühl spürten, nur die könne sie berühren.

So wie den Mann, der, während sie redete, aufstand und auf sie zukam. Sie hatte Angst vor ihm, er war ungewöhnlich gross und muskulös. Sie dachte: «Vielleicht will er zu Ende bringen, was er 1994 nicht geschafft hat.» Erst als er schon ganz nah war, erkannte sie, dass er weinte. Er umarmte sie, drückte sie fest an sich. «Wir waren Tiere. Furchtbare Teufel», sagte er ihr ins Ohr, dann übermannt ihn sein Schluchzen.

Das Gefängnis bietet den Männern etwas, was sie während des Völkermordes kaum hatten oder nicht haben wollten: Zeit. Zeit, um nachzudenken, sich mit anderen auszutauschen. Zeit, um sich selbst zu hinterfragen. Und dann, in diesem Moment des Selbstzweifels, sind sie besonders empfänglich für Personen wie Bernadette, die ihrem Leben eine neue Richtung versprechen, gar Sündenerlass und bedingungslose Liebe in Aussicht stellen. So vervielfacht sich von Besuch zu Besuch die Zahl der Gefangenen, die Bernadette zuhören. Nicht selten weinen sie, viele wollen die Beichte ablegen. Bernadette liest ihnen aus der Bibel vor.

Auch Wellars hat in seinen letzten Gefängnisjahren dreimal am Tag gebetet. Doch es wäre zu viel, ihn heute als tiefgläubigen Menschen zu bezeichnen. Die Kirche war für ihn mehr eine Möglichkeit, die Zeit im Gefängnis auszuhalten und wieder eine Moralinstanz in seinem Leben zu haben, hat er doch die Fähigkeit, seinem eigenen Denken zu vertrauen, verloren. Im Gefängnis schreibt er einen Brief an sein Dorf. Er gesteht darin seine Taten und bittet um Vergebung.

Die ruandische Regierung steht am Anfang des neuen Jahrtausends vor einem grossen Problem. Da die Mehrheit der Bevölkerung als schuldig am Genozid veranschlagt wurde und Zehntausende ohne Verurteilung in überfüllte Gefängnisse kamen, fehlte es dem Land zunehmend an Arbeitskräften. Gleichzeitig fehlte es aber auch an Juristen, um die Situation zu ändern, den Tatverdächtigen den Prozess zu machen und





Strafmasse festzulegen, da viele von ihnen dem Genozid zum Opfer gefallen waren. Es musste eine neue Zukunftsvision für Ruanda gefunden werden. Die Regierung sah diese in Versöhnung.

Man besann sich auf ein traditionelles Verfahren zurück, sogenannte Gacaca-Gerichte. Gacaca bedeutet Wiese, und es handelt sich hierbei um öffentliche Dorfgerichte, besetzt mit Bürgern, die über die Schuld der Angeklagten entschieden. Wobei jedoch nicht die Strafe im Vordergrund stehen sollte, sondern die Wiederherstellung von gesellschaftlichem Frieden. Reuige Angeklagte, die ein Geständnis ablegten, wurden deutlich milder bestraft.

Es wäre ein Leichtes für Innocent in dieser Geschichte, nur als das Opfer aufzutreten, als jemand, dem unerklärlich bleibt, wie Menschen töten können. Doch während eines unserer Gespräche verliert er seine innere Ruhe, und es blitzt durch, wie weit er gern gegangen wäre, um seinen Hass zu befriedigen.

Es ist dunkel draussen. Innocent sitzt an einem Tisch, hält sich an seiner Fantaflasche fest und starrt eisern auf den Strohalm. Seine Augen sind rötlich gefärbt. Er war fröhlich, ein bisschen angeheitert, als er herkam, doch als er nun erfährt, dass es um die Gacaca-Prozesse gehen wird, verhärtet sich sein Gesichtsausdruck, er wird ungewöhnlich ernst. Immerzu starrt er auf den Strohalm, bis er losdonnert.

«Es hat mich zutiefst beleidigt. Wir waren die Opfer, die, um die es gehen müsste, doch auf einmal drehte es sich nur noch um sie, die Täter.» Er schnauft. «Sie nahmen uns einfach beiseite und sagten: «Auch wenn ihr eure Geliebten verloren habt, körperlich behindert oder wütend seid, ihr könnt nicht dasselbe tun. Der Präsident des Landes will vorankommen. Sobald euch einer der Täter bei den Gacaca-Gerichten um Vergebung bittet, müsst ihr sie ihm gewähren.» Immer lauter wird seine Stimme, seine Hand ballt sich zur Faust. Er haut auf den Tisch. Auge um Auge, das wollte er. Darauf war er vorbereitet. «Hätte die Regierung es uns erlaubt, ich wäre sofort losgezogen. Ich hätte Wellars und seine Familie getötet.»

Er schaut nachdrücklich in die Augen seines Gegenübers, dann senkt er seinen Blick und atmet durch. Er wird wieder ruhiger, spricht sehr leise. «Ich kann nun mit Distanz sehen, dass ich das Falsche getan hätte», sagt er. «Aber: Ich als Überlebender kann euch auch sagen, Vergeben ist schwer.» Erschöpft sieht er aus. Kein höfliches Lächeln ruht mehr auf seinen Lippen, keine Stärke in seinen Augen, nur ein Mann allein mit seinem schier unbegreifbaren Schmerz.

Die Gacaca-Gerichte beginnen 2002 und gehen über Jahre. Immer wieder sieht Innocent Männer und Frauen ihre Taten gestehen. Er versucht, sie mit seinen Fragen in die Mangel zu nehmen, doch irgendwann stumpft er ab. Er fängt an, sich auf die zu konzentrieren, die die Strippen gezogen haben.

Als Wellars Gacaca-Prozess 2007 beginnt, ist es die vierte Prozess-Reihe, die Innocent miterlebt. Die Erinnerungen an ihre Freundschaft sind längst verblasst. Der Richter liest das Geständnis aus dem Gefängnis vor. Innocent fragt Wellars nach seinem Bruder, ob er wisse, wer ihn getötet habe, und wo seine Leiche vergraben sei. Wellars erzählt es ihm. Dann bittet Wellars um Vergebung, Innocent steht auf und sagt: «Nein. Bring mir lieber die Menschen zurück, die du mir genommen hast.» Am Ende nickt er es dann doch ab. Wellars wird zu zwölf Jahren verurteilt, die er aber schon abgesessen hat. Drei Wochen nach dem Prozess kommt er frei und kehrt in das Dorf zurück, das Dorf, in dem auch Innocent wohnt.

Heute sagt Innocent, Wellars sei sein bester Freund. Er nimmt ihn in Schutz, vor anderen, aber auch vor ihm selbst. Er sagt, er habe gemerkt, dass Wellars anders sei als die anderen Täter, dass er wirklich bereue. Er habe es gemerkt, als Wellars auf einmal unerwartet vor seiner Tür gestanden habe.

Über Monate muss sich Wellars dazu durchringen, vor dieser Tür aufzutauchen. Es ist nachmittags, Innocent kommt heraus, sie grüssen sich. Ins Haus hinein traut sich Wellars nicht. Wer weiss schon, wie Innocent reagieren wird. Nach einigen nichtssagenden Worten holt er Luft.

«Innocent, ich bin hier, um dich um Vergebung zu bitten.»

«Vergabung? Was für eine Art Vergebung willst du? Sag mir, was soll ich dir vergeben?»

Wellars lässt kein Detail aus. Erzählt Innocent, was er ihm und anderen angetan hat, legt erneut ein volles Geständnis ab. Als er fertig ist, schaut er Innocent an, aber der schweigt. Er schweigt und schweigt. Innocent sieht alles vor sich, erinnert sich, was sie ihm antaten, wie sie ihm wehtaten. Dann sieht er sich den Mann an, der da vor ihm steht und dessen Nervosität unübersehbar ist. Die Ehrlichkeit, mit der Wellars zu ihm sprach, beeindruckt ihn. Er hatte erwartet, irgendetwas zu finden, was Wellars verschweigt und ihm das dann an der Kopf zu werfen. Doch da war nichts. Wellars bangt. Mit jeder Minute, die vergeht, sinkt seine Hoffnung.

So etwas wie Mitgefühl löst in Innocents Kopf irgendwann die Rache-gedanken auf. Jeder im Dorf konnte sehen, was sich vor dieser Tür abspielte, wie Wellars sich demütigte. Er fängt an, Innocent leid zu tun. Auch wenn es ihm zu diesem Zeitpunkt selbst keine Erleichterung bringt und auch nicht von ganzem Herzen der Wahrheit entsprach, so sagt Innocent doch: «Mein Freund, du hast mir die Wahrheit gesagt, ich vergebe dir.»

Diese Erleichterung, die Wellars nun verspürt, wird Innocent erst später erfahren. Eine ruandische Hilfsorganisation namens Carsa kommt zu ihm. Carsa möchte Opfer und Täter des Genozids einander wieder näherbringen. Sie erzählen ihm von ihrem Projekt «Kühe für den Frieden». Jeweils ein Täter und eines seiner Opfer sollen gemeinsam an einem dreitägigen Workshop teilnehmen. Daraufhin bekommen sie eine Kuh geschenkt, um die sie sich zusammen kümmern müssen. Nach zwei Jahren, so der Plan von Carsa, übergibt das Opfer dem Täter die Kuh als Zeichen seiner endgültigen Vergebung. Innocent ist einer der ersten, die sie auswählen. Sie fragen ihn, ob er mit einem Täter zusammen mitmachen wolle. Er schlägt Wellars vor.

Von ihrem Workshop gibt es ein paar Filmaufnahmen, die der niederländische Fernsehjournalist Daniel Halsall machte, um einen Carsa-Mitarbeiter zu porträtieren. Man sieht darauf, wie Wellars und Innocent nebeneinander auf einer Schulbank sitzen. Sie sehen jünger aus, lauschen aufmerksam. Man sieht Menschen aufstehen, ihre Geschichte erzählen. Andere halten die Hände vors Gesicht und schluchzen. Es wird diskutiert, angeklagt, sich an den Händen gehalten und geweint. Es sind um die fünfzehn Personen anwesend, und für viele von ihnen ist es das erste Mal, dass sie über die Vergangenheit sprechen.

Gegen Ende sollen sie, Täter und auch Opfer, alle Schuldgefühle, die sie seit dem Völkermord nicht mehr loslassen, auf einen Zettel schreiben. Innocent schreibt: Wut, Hass gegen Gott, Eifersucht auf die Täter und dass er seine Mutter nicht vorm Tod bewahren konnte. Sie wurde bei lebendigem Leib verbrannt. Dann nageln sie ihre Zettel auf ein Holzkreuz, tragen es hinaus und zünden es an.

Filmemacher Halsall erinnert sich, dass dieser ergreifende Augenblick, als auf einmal das Leid von den Gesichtern der Menschen abfiel, unverstänglich für ihn blieb. Gleichzeitig war der Moment so intim für jeden von ihnen, dass es sich für ihn fast falsch anfühlte, dabei zu sein. «Ich fühlte mich, als würde ich fremden Menschen beim Duschen zugucken», sagt Halsall.

Auch für Innocent ist es der Augenblick, an dem er es schafft loszulassen. Er fühlt sich ganz ruhig. Die Schwere, die sonst auf ihm lastet, ist nicht mehr da. Als ihn später ein Carsa-Mitarbeiter fragt: «Vergibst du wirklich von Herzen? Oder ist es nur, weil du bei diesem Workshop bist?», da sagt er: «Von Herzen.»

Es sind seitdem zwei Jahre vergangen, in denen Wellars und Innocent sich fast jeden Tag gesehen haben. Zuerst nur wegen ihrer neuen Aufgabe: Ineza, die gemeinsame Kuh. Eine Kuh steht in Ruanda für Wohlstand. Wer eine besitzt, gehört nicht mehr zu den Armen. Ihr Fleisch ist eine Absicherung gegen schlechte Zeiten, kann es doch stets teuer verkauft werden. Aber die Kuh hat auch einen symbolischen Wert: Sie ist das höchste Geschenk, das man jemandem machen kann, um die eigene Wertschätzung zu zeigen. Sie steht für tiefe Freundschaft.

Doch während Wellars und Innocent sich nun um das Tier kümmern, es täglich pflegen, füttern und auf die Weide bringen, während sie zuschauen, wie Inezas Bauch immer dicker wird, sie ein Kalb gebärt, und die beiden Männer sich fortan ihre Milch teilen, während all dessen wächst zwischen den beiden so etwas wie Vertrauen.

Zu Beginn sprechen sie fast nur über die Vergangenheit, doch mit der Zeit scheint alles gesagt, und ihre Beziehung kommt in der Gegenwart an. Sie beginnen über Alltägliches zu reden, über Probleme mit den Ehefrauen oder der Familie, gehen gemeinsam in eine Bar, um sich bei einem Bier eine armutsfreie Zukunft für ihre Kinder auszumalen. Wenn einer knapp dran ist, helfen sie einander mit Geld oder Essen aus und organisieren Arztbesuche für Angehörige.

Als Wellars sieht, wie Innocent für einen Mann, der auf der Strasse fast zu Tode geprügelt wird, um Hilfe ruft und ihm sein ganzes Geld in die Hand drückt, damit dieser sich behandeln lassen kann, da fängt Wellars an ihn zu bewundern. So will er auch sein. Innocent merkt, wie ihm Wellars immer wichtiger wird. Als er mitbekommt, dass dieser Angst hat, allein durch den Wald zu gehen, begleitet er ihn Abend für Abend bis hinter die Bäume. Er will, dass Wellars sieht, dass er ihn liebt.

Die Menschen im Dorf können dabei zuschauen, wie aus Täter und Opfer langsam innige Freunde werden. Doch verstehen tun es die meisten nicht. Viele Dorfbewohner glauben, den beiden gehe es einzig um die Kuh. Doch Ineza wird nach der Geburt ihres Kalbes krank und muss geschlachtet werden. Wellars und Innocent hingegen hören nicht auf, sich täglich zu sehen.

Am 8. Oktober 2013 versammeln sich dreihundert Personen und etliche Kühe auf einem Feld des Dorfes Mugina zur grossen Kuhübergabe-Zeremonie. Sie sind aus der ganzen Region angereist, teilweise stundenlang mit ihren Tieren hergelaufen. Wellars und Innocent haben das kleine Kalb dabei. Es wurde ein grosses Zelt aufgestellt, in dem politische Prominenz und die Presse sitzen. Traditionelle Tanzgruppen und Musiker treten auf.

Es ist einer dieser Tage, an denen sich Ruanda selbst feiert. 85 Prozent des Landes hätten sich bisher schon versöhnt, heisst es immer wieder. Eine Frau von der Versöhnungskommission mit trendiger Sonnenbrille fordert die Anwesenden dazu auf, sich selbst zu applaudieren. Der Distrikt-Chef sagt, all das sei nur dank dem Präsidenten Paul Kagame möglich, dem grossen Nationalhelden, der schliesslich alles zum Guten gewendet habe.

Abseits des Trubels stehen Wellars und Innocent und diskutieren. Die Organisation Carsa hat Wellars gebeten, stellvertretend für die Täter zu sprechen. Doch er hat Angst, blossgestellt zu werden. «Wellars, hier sind noch so viele andere, die dasselbe getan haben», sagt Innocent. «Steh dazu.»

Als Wellars zum Mikrofon greift, hat er keine Ahnung, was er sagen will. Er sucht Innocent mit seinen Blicken, doch der steht ihm im Rücken. Wellars fängt an, sich vorzustellen, erzählt von seinen Taten, vom Gefängnis und dass er sich immer schuldig gefühlt habe. Er sagt, dass Vergebung ein Prozess sei, man müsse ihr Zeit geben. Aber es lohne sich. Er schliesst mit den Worten: «Alle Ruander, kommt zusammen. Kämpft gegen den Genozid!»

Nach dem offiziellen Teil steht Wellars zwischen ein paar Bäumen und trinkt etwas. Er ist auf eine positive Weise aufgewühlt, lacht viel. Enthusiastisch erzählt er, dass ihm der Bürgermeister nach der Rede anerkennend die Hand gegeben habe. Jetzt, danach, fühle er sich so richtig frei. Dann kommt Innocent und legt den Arm um Wellars. Er sagt, er sei stolz auf seinen Freund. Selten sieht man Wellars so strahlen wie an diesem Tag. Sein für ihn sonst wertloses Dasein hat heute eine Aufgabe gefunden. Und sei es nur, andere davor zu warnen, so zu werden, wie er mal war.

An diesem Nachmittag werden exemplarisch noch ein paar Kühe an die Täter übergeben. Ein ruhiger älterer Mann hält einer zierlichen Frau die Leine seines Tieres hin. Sie war an der Ermordung seiner Fa-

milie beteiligt. Nun sind sie versöhnt. Eine streng dreinschauende Frau sagt, sie und der charismatisch lächelnde Mann neben ihr, der ihren Vater umgebracht habe, seien nun gute Bekannte. Sie gibt ihm die Kuh. Versöhnt. Applaus von allen Seiten.

Wellars und Innocent gehen zu ihrem Kalb, als sich die meisten schon auf dem Heimweg befinden. Eigentlich hat Innocent Wellars das Kalb schon vor einiger Zeit geschenkt, doch er nimmt noch einmal die Leine und reicht sie Wellars. Sie schütteln sich förmlich die Hände. Eine kleine Geste am Ende einer grossen Zeremonie. Mehr brauchen sie nicht, es ist schliesslich nicht das Ende.

Kann Vergeben das Trauma der Vergangenheit also ganz bezwingen? Lastet tatsächlich nichts mehr auf dieser Freundschaft? Innocent wird eines Abends im Auto rein beiläufig auf diese Fragen antworten. Es ist spät geworden, und er bat darum, ihn von Wellars Haus zu seinem eigenen zu fahren. Das Gespräch dreht sich um Redewendungen, ruandische und deutsche. Innocent möchte wissen, was man in Deutschland sagt, um etwas über gute Freunde ausdrücken.

«Ich würde mein Leben in seine Hände geben.»

Innocent schüttelt den Kopf.

«Nein. Dieses Sprichwort gibt es in Ruanda nicht», sagt er,
«und die Bedeutung genauso wenig.»